



ROSEMARIE EICHINGER

# WASSERBOMBEN UND DOSENBROT



BRUNNEN

hat er den Jungen von seinen Freunden weggeholt, aus seiner gewohnten Umgebung. Er denkt an den Spaß, den sie beide in der alten Wohnung hatten. Wenn Heinrich sich in der Küchenbank versteckte oder im großen Wandverbau im Vorzimmer. Wie er mit drei Jahren seine Hände in Farbe tauchte und die Wand seines Zimmers mit Handabdrücken verzierte. Schließlich hatte er seinen Enkel damals sogar hochgehoben, damit ein johlender Heinrich auch noch grüne Fußabdrücke an der Wand hinterlassen konnte.

„Wir sind ein gut funktionierendes Team“, denkt Großvater Paul dann und lächelt. Bestimmt wird es bald wieder so sein. Kinder sind ja zäh und anpassungsfähig.

„Weiberhaushalt!“, wiederholt er fest und Heinrich nickt wissend. Oder: „Man muss sich im Leben immer wieder anpassen.“

Und Heinrich passt sich an, was das Zeug hält, wenn man ihn fragt. Das finden die anderen aber ganz und gar nicht und so lernt Heinrich, dass jeder seine eigene Sicht der Dinge hat.

„Die Kunst“, sagt sein Opa dann, „ist es, diese verschiedenen Sichtweisen unter einen Hut zu bringen.“

Von Hüten hält Heinrich allerdings nicht viel, weil es den Hut, unter den auch seine Sicht der Dinge passen könnte, anscheinend nicht gibt. Seine Sicht der Dinge kann schließlich nur auf elf Jahre Lebenserfahrung zurückschauen, erklärt man ihm, und die Sicht der anderen

schon auf über siebenzig Jahre. Die zählen im Zweifel natürlich mehr, auch wenn jeder weiß, dass das Sehvermögen im Alter nachlässt. Für logische Argumentation scheint in diesem Haus aber niemand so recht empfänglich zu sein.

Und dann der Geruch. Nach Mentholsalbe und Lavendel. Eine seltsame Mischung, der Heinrich nicht besonders viel abgewinnen kann. Potpourris aus getrockneten Blumen stehen auf jeder einzelnen der dreiundzwanzig Kommoden in dem Haus. Heinrich hat sie gezählt. Glänzend polierte Antiquitäten allesamt. Dagegenstoßen verboten.

Viel mehr als die Küche und einen Salon bekam Heinrich bei seinen früheren Besuchen ja nicht zu Gesicht. Jetzt schaut er sich genauer um. Und das Haus ist

beeindruckend. Das kann Heinrich nicht leugnen. Wohnzimmer gibt es keines, dafür einen blauen Salon und einen grünen. Eine Bibliothek mit Büchern bis an die Decke, einer Leiter, die oben eingehängt ist und unten Rollen hat. Die schießt auch nicht und läuft wie geschmiert – wenn man genug Schwung holt – von einer Seite des Raumes bis zur anderen.

Im Empfangszimmer hängt ein Tigerschädel über dem Kamin. Der ist fast hundert Jahre alt. Die Motten haben ihm in all der Zeit arg zugesetzt. Staubig und löchrig ist er und ein wenig verblichen. Aber er hängt eben praktisch schon immer da. Tradition nennt man das. Und deshalb bleibt es so. Damals wusste man ja noch nicht, dass man sich keine ausgestopften Viecher an die Wand

hängt, hat Klara ihm erklärt. Schon gar keine, die hundert Jahre später vom Aussterben bedroht sind.

Es gibt noch ein Arbeitszimmer mit einem riesigen Schreibtisch, fünf Gästezimmer, drei Bäder und eine verschlossene Tür. Ganz wie sich das für so ein altes Haus gehört. Ein verbotenes Zimmer, das Heinrich nicht betreten darf, über das er nichts wissen darf, weshalb Klara auch kein Wort darüber verlieren wird. Keine einziges. Damit das klar ist.

Alles also gar nicht so schlimm. Wäre Frieda Rost nicht Frieda Rost. Die erste Begegnung mit ihr verhieß schon nichts Gutes. Heinrich hatte gerade seine Koffer in sein neues Zimmer gebracht und war in die Küche gegangen, um sich ein Keks zu holen. Da saß sie. Am Tisch, die knotigen